

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 24 (2017)
Heft: 270

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kultur

Romaland
Theaterschub
Kinogift
Fürstendemo
Moorgesang
Bandraumklang
Trumpprotest

Von der Idiotie, die Welt aufzuteilen

Das Vorarlberg-Museum in Bregenz zeigt noch bis Anfang Oktober die sensationelle Sonderausstellung «Romane Thana – Orte der Roma und Sinti». Thematisiert werden Verfolgung, Vorurteile und damit die Welt, in der wir alle leben.

Text: Michael Felix Grieder

«Du bist keine Zigeunerin!», sagt er erneut und betrachtet mich mit einem fast verächtlichen Blick, dabei unsicher auf den Füßen. Er ist betrunken und wütend, und er fühlt sich betrogen wie so viele andere, weil ich seiner Vorstellung einer «feurigen Zigeunerin» nicht entsprochen habe. (...) Aber in einem Punkt hatte er zumindest recht: Ich bin keine Zigeunerin, ich bin Sinteza». Dotschy Reinhart

Genealogie eines Vorurteils

Es könnte begonnen werden mit der frühen griechischen Antike. So erklärt der Sprachwissenschaftler Emmanuel Laroche, die Sprachwurzel **nem* untersuchend, von welcher beispielsweise *nomos* (Gesetz), *nomisma* (Konvention/ Geld) und *nomados* abstammen, deren gemeinsame ursprüngliche Bedeutung immer mit einer räumlichen Verteilungsweise in Verbindung steht. So gab es früher einen nomadischen *nomos*, der Verteilung *im Raum* bedeutete, gegenüber der späteren Bedeutung einer Verteilung des Raumes.

Einfach gesagt gibt es also für abweichendes Verhalten und Gesetz eine gemeinsame Wurherkunft. *Nomados* war eine Bezeichnung für einige Tiere, welche sich im Raum verteilen (Seeadler, Esel, Hirsch, Hund etc.), die aber in der metaphorischen Übertragung auch für Frauen stand, die sich auf der Strasse aufhielten, oder für nordafrikanische Menschen, die sich dem Ackerbau und Milchtrinken widersetzen. Schon im griechischen *nomados* findet sich also ein Fabel-hafte Vorurteil sexistischer und kulturalistisch-rassistischer Art; die räumliche Verteilungsweise des *nomos* als Gesetz, der Rasterung und schliesslich auch des Geldwesens wendete sich gegen dieses Nomadische. Die Sesshaftigkeit wurde zu einer politischen «Norm», wobei Norm nichts weiter heisst als eben gesetzt, gerastert und nur in diesem Verständnis «normal». Die andere Verteilungsweise hat nie aufgehört zu existieren, aber sie wurde aus dem Politischen ausgeschlossen.

Etwa 2000 Jahre später findet Hegel in seiner Dialektik der bürgerlichen Gesellschaft, die bei ihm eigentlich ein sehr inklusives Konzept wäre, zu einem Problem, das er nicht wirklich lösen kann. Er kommt darüber zu einer Verelendungstheorie, die Marx «auf die Füsse» zurückstellen wird. Er spricht vom Bösen, das er im «Pöbel» festmacht, in «Arbeitsscheuen» und Lazzaroni. Ein Thema, das er paradoxausweise einzig mit einer Verteilung im Raum zu lösen anbietet, worin er aber keinen Zweck sieht, sondern ein Mittel zu neuer Sesshaftigkeit: Die Armen sollen in die Kolonien, den vermeintlich «leeren Raum», verteilt werden.

Der Hegelkommentar von Herbert Schnädelbach schliesst teilweise richtig, dass Marx daraus das Proletariat philosophisch herleiten sollte, das aufgrund des Bewusstseins für radikale Bedürfnisse die bürgerlich-kapitalistische Verelendung überwinden soll. Der Philosoph Marx hat das grosse Verdienst, in den Armen Potential zu sehen, welches dem unverschämt genau arbeitenden Analytiker Marx klar vor Augen erscheinen musste, denn das Proletariat ist (wenig freiwillig) konstitutiv für das ungerechte System, könnte es also auch qua Selbstermächtigung für ein gerechtes sein. Der Polemiker Marx hingegen hat das Problem Hegels nicht vollständig gelöst und erfand stattdessen die Zuschreibung «Lumpenproletariat», womit er einerseits gegen korrupte Arme lästert, die etwa als Schlägertrupps für Louis Bonaparte sich kaufen liessen. Andererseits «reichert» er diese Tiraden um Stereotypen an, die von Antiziganismus nur so strotzen und einem deutlichen Sexismus nicht ermangeln.

Die Geschichte des 20. Jahrhunderts wäre dem anzufügen: Auf verwandten, aber vermehrt biologisierten Zuschreibungen basierten, unabhängig vom kommunistischen Marx, Völkermord und Deportationen unter Hitler und Stalin – und die Interrierung von sogenannt «Liederlichen» und «Arbeitsscheuen» in den liberalen Demokratien des Westens, wie unlängst der Bericht der Historikerin Sibylle Knecht im Kanton St.Gallen aufarbeitete. Ein «Marx für Fahrende» müsste erst noch geschrieben werden, im Unterschied zu bürgerlichen Vorstellungen wäre dieser aber ohne Weiteres denkbar.

Der Mythos des «Aussen»

Soziologisch macht all dies nicht viel Sinn: Zu viele Zeiten, Gruppen, Phänomene, Lebensweisen und Minderheiten werden auf diese Weise vermischt. Es ergeben sich aber daraus zwei Eckpunkte der Genealogie eines Vorurteils, das Sesshaftigkeit und Gesetzlosigkeit einander gegenüberstellt – was wiederum jeglicher realen Grundlage ermangelte, schliesslich gab und gibt es Sesshafte, die auf das Gesetz pfeifen.

Diese fabulierte Zweiteilung und das Vorurteil aber werden insofern real, als Menschen deswegen geschädigt, verfolgt und ermordet wurden. Im Rassismus, im Antiziganismus bündelt sich so, was vielfältig, verschieden, und eigentlich keineswegs zwingend verwandt ist. Das imaginierte «Aussen», das als «Heimat» den Fahrenden zugeschrieben wird, sei es «die Landstrasse», seien es Planwagen, Wahrsagen oder echte, betrunke Feste mit tanzenden Frauen, die Creolen tragen, gibt es so nicht. Wir bewohnen alle dieselbe Welt, und auch «Ausschluss» ist demnach nicht das richtige Wort: Fahrende werden bis heute – in unserer Mitte – unterdrückt, schikaniert und verfolgt.

Die Kehrseite ist die Ignoranz. Wenn der Bürger schon nicht offen rassistisch sein darf, will er wenigstens keine Ausländer sehen. Und Fahrende, die vorübergehend die heiligen Parkplätze beleben, sind der mobilen Gesellschaft dann doch zu auto-mobil. Die von der Adventskälte verstimmten Synkopen einer Roma-Kapelle in der Einkaufsstrasse überfordern die Ohren, nicht die Fiessband-Jingles in der kapitalistischen Ausbeutungsszene nebenan.

Ignoranz verwandelt sich temporär in Interesse, wo ein Kulturmanager solches mit den Worten «feurig» und «leidenschaftlich» für 50 Batzen zur Schau gibt, weil irgendwie kann ja auch geträumt werden zu den Fabeln. Fürchterliche Verwirrung entsteht wiederum da, wo Sinti, Roma und Jenische einfach in Ruhe leben wollen, sei es fahrend oder sesshaft. Ein rassistischer Restverdacht verbleibt zumeist dennoch bestehen. Menschliches Interesse? Fehlanzeige. Ausreden durch eine «schlechte Erfahrung» mit einem Sinti oder Rom? An jeder Ecke. Wer sind überhaupt die nahe liegenden Jenischen? Kein Plan. Und an die Frauen herrschen ohnehin sehr spezifische Erwartungen, wie die Literaturgeschichte zeigt.

«L'amour est un oiseau rebelle»

Eine der berühmtesten Opern der Geschichte, Georges Bizets *Carmen*, wurde im Sommer an den Bregenzer Festspielen auf der Seebühne gezeigt. Die Oper hat einiges von einer Milieustudie, bricht diese aber über den Mythos der «amour fou», symbolisiert im Inbegriff des Klischees einer «femme fatale» der Protagonistin Carmen, einer «Zigeunerin».

Schon die Prosavorlage von Prosper Mérimée ist unter ein Motto des antiken Epigrammatikers Palladas gesetzt, das nur



Romane Thana. (Bild: Petra Rainer)



Carmen. (Bild: Bregenzer Festspiele, Karl Forster)

als Superlativ an Sexismus und Mysogynie bezeichnet werden kann: Frauen seien nur im «Bett oder auf der Totenbahre» angenehm und ansonsten «bitter wie Galle». Im Libretto von Henri Meilhac und Ludovic Halévy erscheint das Motiv abgeschwächter, bleibt aber grundlegend. Die «amour fou», in abertausend Mörderballaden besungen mit dem Narrativ «ich habe sie getötet, weil sie mir gehört», endet immer tödlich für die Frau, die zuvor als wild, schön und unnahbar beschrieben wird.

Thema der Oper ist die Liebe, welche in der vielzitierten Habanera als «rebellischer Vogel» vorgestellt wird, der sich nicht zähmen lässt und schliesslich als «Zigeunerkind, das niemals ein Gesetz kannte» das uralte Vorurteil romantisch verklärt. «Ich liebe und verehre dich, Carmen» und «verlasse mich nicht» singt der für seine Liebe kriminell gewordene Militärkopf Don José im finalen Duett – worauf Carmen in der dritten Person antwortet: «Carmen wird niemals nachgeben/einlenken/veräussert werden, sie ist frei geboren und wird auch frei sterben».

Zum Schluss noch einmal Carmen, nachdem sie José ihre Liebe zu Escamillo eingestehst: «Sodann, schlag mich oder lass mich vorbeigehen!» Dieser fordernd: «Zum letzten Mal, Dämon, willst du mir folgen?». Carmen wirft ihm den Ring vor die Füsse, José ermordet sie dafür, während er vom Chor als «Torero mit stolzer Brust» angefeuert wird. Daraufhin will José verhaftet werden: «Ich bin es, der sie ermordete!» Er seufzt tragisch in die Nacht «Hach, Carmen, meine angebetete Carmen...» – fin de l'opéra.

Maskulinistische Panik

Die millionenschwere Bregenzer Inszenierung, die auch in der Ausstellung im Vorarlberg Museum thematisiert wird, ist durchaus gelungen. Auf und vor französischen Jasskarten (und ein paar grossen Arkana des Tarots, etwa den obligatorischen «Liebenden» und dem «Tod») und zwischen zwei überdimensionalen Händen, welche das Glück metaphorisch wenden, davon eine rauchend, lungen die Soldaten herum, spotten über das Milieu und belästigen Frauen. «Voilà la Carmencita!» kündigt der Chor der Zigarettenarbeiterinnen und Gassenjungen an. Diese tritt auf mit halbseitig abgesägter Latzhose über einer roten Bluse.

Gaëlle Arquez alias Carmen ist sofort Chef in auf dem Platz und spielt ihre Rolle überhaupt sehr bemerkenswert. Sie hebt robinhoodeske Züge hervor, als sie Geld unter die Arbeiterinnen

wirft, das ihr von einem Verehrer hingehalten wird, und überzeichnet dramatisch ein wenig, wenn sie einem anderen die Zigarette am Hals ausdrückt. Mit trotziger Belustigung verletzt sie eine streberhafte Arbeitskollegin, gewinnt aber auf der Flucht vor den Truppen wieder durch eine schöne Dosis Schalk mit einem beherzten Sprung in den Bodensee.

Wo zum Schluss des Stücks die tragische Schwere greifen sollte, zeigt Arquez vor allem Stärke und beachtliche Tiefe. Ihre Adoption ist also deutlich vielfältiger als die Vorlage, lebensnaher und jedenfalls kritischer. Die der Geschichte inhärenten Vorurteile können so zwar nicht aus dem Stück gelöscht werden, es bietet sich aber zumindest die Lesart der Carmen als Power-Frau an, umgeben von äusserst blöden, zuletzt tödlich-belanglosen Männergestalten.

Bizets Carmen zelebriert das dargestellte Vorurteil detailliert und verdient dadurch eine kritische Beachtung. In der Oper werden Soldatentum, Stabilität, Männlichkeit, Bürgertum, Gesetz, Treue und Staatsraison der Liebe, der Frau, den Fahrenden, der Freiheit und der Emanzipation entgegengestellt, mit der Suggestion, dass das vermeintlich Nachstehende unweigerlich ins Verderben und zum Tod führt. Es ist die lebensfeindliche Angst vor der Anarchie, die in der Oper ein sexistisches und antiziganistisches Narrativ erhält. Die metaphorische Freiheit der Vögel und die mythische Sprunghaftigkeit der Dämonen sind weitere Motive, die auf die antike griechische Dichotomie hinweisen. Auch der mittelalterliche Hexenhammer oder der *Liber vagatorum* grüssen von gar nicht so fern. Die Ausstellung «Romane Thana» im Vorarlberg Museum unweit der Seebühne stellt angesichts dessen rhetorisch die Frage, ob Carmen, wenn sie in der Einkaufsstrasse betteln ginge, auch so beliebt wäre.

«Home is the place where your heart is»

Die tatsächliche Lebenswelt der Roma, Sinti und Jenischen ist das eigentliche Thema der Ausstellung des wienerischen Romano Centro, die im Vorarlberg um einige ortsnahe Kapitel erweitert wurde. Im «ORF»-Interview spricht Kuratorin Andrea Härle vom Romano Centro die Diskussionen um das Bettelverbot und das «wilde Campieren» im Vorarlberg an. Eine Frage, die weitestgehend ethnisiert worden ist: «Es wurde so getan, als sei das Problem, dass diese Menschen Roma sind, und nicht, dass sie arm sind», so Härle. Obwohl von Kirchenseite kommuniziert wurde, dass Betteln

ein Menschenrecht ist, wird dieses unverhältnismässig hoch bestraft: Bis zu sechsmal teurer als eine rote Ampel zu überfahren wird das ungefährliche, bescheidene Vergehen gebüsst, wie im «Standard» verglichen wurde.

Der Sensationswert der Ausstellung liegt zum einen darin, dass demonstriert wird, wie sehr es möglich ist, eine Ausstellung zum Thema zu machen, die nicht «über» angesprochenen Menschen verhandelt wird, sondern ihnen eine Stimme geben kann und sie zu Autor*innen der Ausstellung macht. Dekonstruiert wird zu allererst und titelgebend das berühmteste Vorurteil, Roma, Sinti und Jenische seien «ortslos».

Der «Identitätslogik des antiziganistischen Blicks» werden konkrete Adressen entgegengestellt, zum Beispiel der Pferdehändler Lovara im 21. Wiener Bezirk. Verfolgungen und antiziganistische Anschläge werden rekonstruiert und schliesslich wird als neuerer Ort der Roma und Sinti auch das Internet thematisiert, ein wichtiger Austauschort der Community. Der schon zur vielbeachteten Ausstellung im Wien-Museum 2015 erschienene Katalog mit 40 Kapiteln ist als massgebendes Standardwerk zu betrachten, dem es gelückt ist, die vereinheitlichenden Vorurteile, Kulturalismen und Verfolgungsgeschichten zu diskutieren, gleichzeitig aber die Vielheit der Stimmen von Betroffenen erst recht zu verdeutlichen. Der Band ist auch ohne Ausstellungsbesuch unbedingt die Lektüre wert.

Romane Thana – Ein Tisch bleibt leer

Die unglaubliche Menge und Komplexität des Materials überfordert nicht, aber sie fordert. Sie zeigt Lebensnähe gerade da, wo sie sich einer Reduktion radikal verweigert. Im Zentrum stehen neben den Lebensgeschichten unterschiedlichster Art auch Künstler*innen, Musiker*innen und Schriftsteller*innen.

In der Vorarlberger Ausgabe prominent präsentiert wird Dotschy Reinhardt, die in Ravensburg geborene und inzwischen in Berlin wohnende Musikerin und Autorin mit gewissen berühmten entfernten Verwandten namens Django und Schnuckenack Reinhardt. Ihr Anliegen ist es zu betonen, wie sehr die europäische Kulturgeschichte von den Fahrenden geprägt wurde, ohne es aber dabei zu belassen. Die Zuschreibung, dass eine Sinteza zwingend swingen müsse, greift sie fundamental an.

In ihrem Buch *Everybody's Gypsy – Popkultur zwischen Ausgrenzung und Respekt* kritisiert sie beispielsweise, dass einige Roma-Musiker keine Plattenverträge kriegen, wenn sie sich nicht «auf das typisch «Zigeunerhafte» reduzieren lassen wollten» und stattdessen ihre eigene Musik machen. Von der grossartigen Noomi Rapace in Guy Ritchies *Sherlock Holmes* Verfilmung bis zum abgelutschten *Electro Swing* werden Klischees verbraten, die sich gerade darum gut verkaufen lassen, weil sie romantierte Vorurteile sind.

Roma, Sinti und Jenische sind selbstredend nicht allesamt gute Musiker*innen. Wenn schon, sind es die Armut, das Leid und der Schmerz, die zu einer gewissen künstlerischen Tiefe verhelfen können. Das ist jedoch kein Gesetz und darf auch nicht romantisiert werden. Dotschy Reinhardt «hasst Klischees, hasst es aber noch mehr, gegen die Klischees zu leben», sagte einst «Arte».

Ihrem Grossvater, einem Holocaust-Überlebenden, der noch in letzter Sekunde aus der Gaskammer geholt wurde, weil die Nazis gerade einen Musiker für eine Party suchten, ist eine Entschädigung verweigert worden, da er «als ‚Asozialer‘, und nicht aus rassistischen Gründen» interniert und mit der nationalstaatlichen Ermordung konfrontiert worden sei. Das ist blander Wahnsinn und geschichtsverfälschender Hohn, auch wenn die Etymologie ausser Acht gelassen würde.

Ein Tisch bleibt leer im Vorarlberg Museum. Dieser steht symbolisch für die im Vorarlberg wohnenden Roma, die beispielsweise während der Arbeitsmigration der 60er-Jahre zugezogen sind und da leben, ohne ihre Geschichte zu erzählen. Allzu häufig ist es einfacher, die Herkunft zu verschweigen, wenn sich ohnehin Sesshafte nicht den hässlichen Vorurteilen der anderen Sesshaften aussetzen wollen. Der leere Tisch mitten in der schieren Fülle an Lebendigem und Historischem hat eine starke Symbolik; ein Schweigen für Menschen, die in unserer Mitte leben. Wo das Vorurteil «Yugoslaw*innen» zieht, gibt es Roma und Romnija, für die es «leichter» ist, als «Yugo» und nicht als sogenannt

Fahrende verachtet zu werden. Diese Tabula Rasa gälte es, rücksichtsvoll, mit Geschichten zu füllen – Schweizer Museen haben diesbezüglich auch noch etwas aufzuholen.

Empfehlenswert sind neben vielem anderen die Bilder der 2013 verstorbenen Ceija Stojka. Die Schriftstellerin führt mit ihrer Symbol-geladenen Art-brut Malerei in eine Lebenswelt ein, mit der sie sich selbst proaktiv als Fahrende geoutet hat. Ihre Schriften fungierten als grosser Schritt der Community gegen das Tabu, der Welt der Gadje (nach altindisch: Dörfler) «ohne Resentiment entgegenzukommen». Auch dies ein Faden durch die Ausstellung, in der zum Schluss propagiert wird, das Wort «Zigeuner» nicht mehr zu verwenden: Traumata finden sich überall. Diese schleppen sich, auch aufgrund fehlender Aufklärung und Behandlung, über Generationen dahin.

Auch Dotschy Reinhardt, die inzwischen aus Reaktion auf die AFD- und Union-Diskurse der SPD beigetreten ist, kennt noch das Gefühl, den Behörden gegenüber prinzipiell misstrauisch sein zu müssen. Hierin wäre ein politischer Ansatz zu finden, pragmatischer wäre es aber, gesellschaftlich anzusetzen. Dann könnten alle zusammen, frei von jeglichen Klischees, gemeinsam Feste feiern oder in Frieden die notwendige Ruhe geniessen. Fahrende müssten keine Angst mehr haben und alle anderen könnten etwas über die eigene Geschichte lernen. Gehts dahin, Leute!

Romane Thana – Orte der Roma und Sinti: bis 8. Oktober, Vorarlberg-Museum Bregenz. vorarlbergmuseum.at

Weiterlesen:

Romane Thana – Orte der Roma und Sinti, Czernin Verlag, Wien 2015. Bestellbar unter wienmuseum.at oder online romane-thana.at

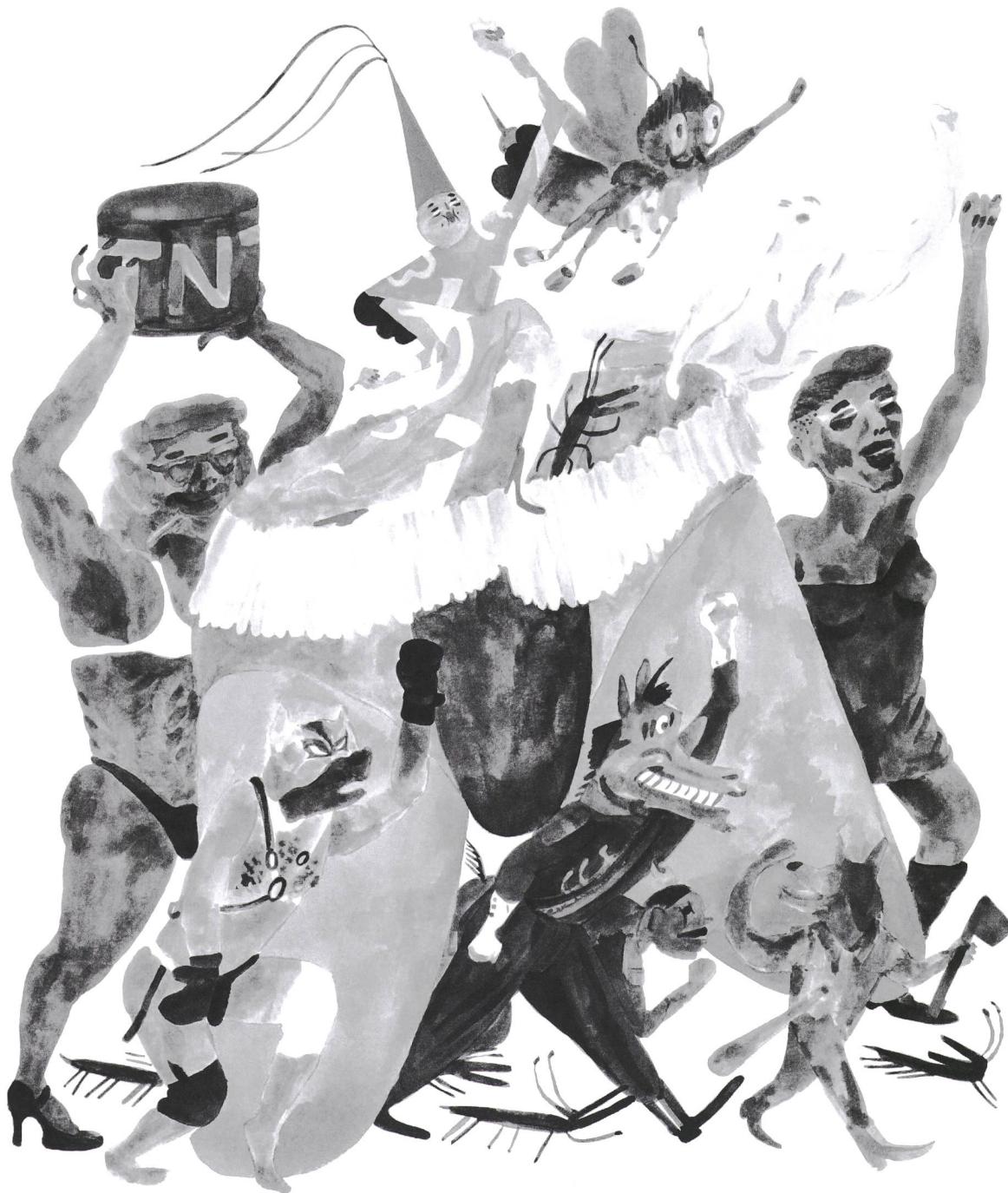
Dotschy Reinhardt: *Everybody's Gypsy – Popkultur zwischen Ausgrenzung und Respekt*, Metrolit Verlag, Berlin 2014.

Sybille Knecht: *Zwangsmassnahmen – Administrative Anstaltseinweisungen im Kanton St.Gallen*, Staatsarchiv St.Gallen 2015. staatsarchiv.sg.ch

Dieser Beitrag erschien zuerst auf saiten.ch.

Heterogene Peergroup-Helden

Text: Frédéric Zwicker, Illustration: Lika Nüssli



Wen liebst du? Glaubst du an die Natur als Quelle der Erkenntnis und der Verheissung von Unschuld? Was erhoffst du dir? Aber auch: Was fasst du lieber an: deinen Penis oder deine Brüste? Wann bist du rassistisch? Magst du Sex mit Bananen? Oder: Warum sagst du deinen Eltern nicht, dass du heterosexuell bist?

Diese Fragen beantworten im neuen Strapazin Comic-Superhelden mit mehr oder weniger beeindruckenden Superkräften. Nun ja, Gabriela Jolowicz' Schaben beispielsweise, die im Schwarm gern saufen und «ein paar Idioten ordentlich die Fresse polieren», sind bloss mediokre Helden. Dafür haben sie noch nicht einmal richtig damit angefangen, medioker zu sein.

Elf Zeichnerinnen und Zeichner feiern die Revolution gegen Rechtsrutsch, Populismus, Homophobie, Islamophobie und Hetztraden. Sie tun es mit der wohl heterogensten Peergroup in der Geschichte der Peergroups. Jede und jeder (mit Ausnahme der Titelbildzeichnerin Lika Nüssli) hat ein Alter-Ego geschaffen.

Diese zehn Alter-Egos begegnen sich in zehn Geschichten, zehnmal unterschiedlich gezeichnet. Und das ist zehnmal richtig geil, richtig vielfältig und queer und bunt und schamlos.

Beteiligt sind Martes Barthori aus Paris, Corentin Grossman aus Brüssel, Gabriela Jolowicz aus Berlin, Marlene Krause aus Barcelona, Stefhany Y. Lozano aus Leipzig, Julia Marti aus Zürich, Lika Nüssli aus St.Gallen, Tom de Pekin aus Paris, Gilles Rotzetter aus Luzern, Milva Stutz aus Zürich und Lukas Verstraete aus Ghent. Renato Kaiser und Suzanne Zahnd haben Texte beigetragen.

Bye bye Fear, hello Peer. Auf zum Comic-Händler deines Vertrauens!

Strapazin-Release: 21. September, Kunsthalle St.Gallen. 18 Uhr Silent Walk mit Hannah Horst, 19 Uhr Spoken Word von Renato Kaiser, ab 19.30 Uhr Gaffa Grill

Der Preis der Theaterfreiheit

Das Freie Theater floriert – jedenfalls sieht es so aus: Diverse neue Produktionen sind in St.Gallen allein im September angekündigt, und die Pioniere von Parfin de Siècle feiern ihr 20-Jahr-Jubiläum. Was wird da gespielt? Und wie steht es um die Produktionsbedingungen?

Text: Peter Surber

«Aufhören? Um Himmels willen nein!» sagt Eveline Ketterer von «Klima – das Theater», dem jüngsten St.Galler Theaterspross. Zwar gebe es Hindernisse und manchmal Frust; die Gründe sind, wie beim freien Theater fast die Regel, finanzieller Natur. Weitermachen ist trotzdem keine Frage, bei ihr und allen anderen «Freien». Der selbstbestimmte Bühnenweg führt, wenns sein muss, auch über Stock und Stein.

Oder, wie bei Klimas erstem in St.Gallen zu sehendem Stück, in Schnee und Eis. *Unter Null* heisst die Produktion über den «Säntismord» von 1922. Eveline Ketterer, gebürtige Thurgauerin, spielt mit Tobias Stumpf das Ehepaar Haas, das die Wetterstation auf dem Säntis betreibt und in einer eisigen Winternacht vom auf den Säntis hochgestiegenen Gregor Kreuzpointner (Tobias Wollschläger) ermordet wird. Die Geschichte habe sofort starke Bilder hervorgerufen, erzählt der in Berlin lebende Autor und Regisseur Dietmar Paul – auch oder gerade, weil die historische Wahrheit nie ganz aufgeklärt werden konnte. So soll Kreuzpointner im Stück nicht einfach der diabolische Bösewicht sein, sondern als ambivalente Figur erscheinen.

Auf dem Säntis war die Truppe allerdings nur zwecks Inspiration und Fotoshooting. Gespielt wird an der Wärme: im Tanzraum Herisau, im Eisenwerk Frauenfeld sowie hauptsächlich im Theater 111 in St.Fiden, dem ehemaligen Kinok. Es sei als Nischenort für die Freien perfekt, sagt Paul: «Sehr unkompliziert, tolle Leute, ein Bijou».

Konsequent literarisch seit 20 Jahren

Das andere Theater-Bijou thront hoch über dem Picobello-Platz. Seit 20 Jahren sind Regine Weingart und Arnim Halter hier mit Parfin de Siècle am Werk, und Aufhören ist auch für sie auf nähre Sicht kein Thema – «wenn die Kräfte reichen», relativiert Weingart, und Halter bekräftigt: zumindest bis 2020 wolle Parfin weiterproduzieren. Das bisherige Oeuvre ist imposant: über 80 Vorstellungen pro Jahr, 65 Produktionen insgesamt und unzählige Lesungen seit dem ersten literarischen Abend 1997 in der damals noch von Max Oertli benutzten Atelier-Bühne. «Glückliche Jahre» hätten sie hinter sich, sagen Halter und Weingart in Anspielung auf Becketts *Glückliche Tage*.

Glück heisst für sie, literarisches Theater zu machen – wobei die Musik auch nicht fehlt, so im 50er-Jahre-Chansonprogramm *C'est si bonbon*, bei Piaf- und Wienerlieder-Abenden oder in *Bittersüsse Schokolade* mit Texten und Tönen der 30er-Jahre. Im Zentrum aber steht das Wort, von François Villon bis Robert Walser, von Joseph Conrad bis Nathalie Sarraute, von Brecht bis Tucholsky. Oder bis Alfred Polgar. «Wer liest denn noch Polgar?» fragt Arnim Halter und will unbedingt ein Programm mit Texten des österreichischen Autors machen. «Solche Autoren dürfen einfach nicht verloren gehen».

Hinzu kam regelmässig das einheimische Schaffen: Stücke von Christine Fischer, Helen Meier, Ruth Erat, Fred Kurer und anderen erlebten hier ihre Uraufführung. 14 Jahre lang wurde zudem jeweils im Sommer der Botanische Garten zur Bühne. Nicht zu vergessen die Monsterlesungen, ganze Romane am Stück, *Steppenwolf*, *Madame Bovary*, Bräker, Kafka. Im November ist, diesmal «nur» etwa sechs Stunden lang, Hans Falladas *Kleiner Mann – Was nun zu hören*. Der Roman der Weltwirtschaftskrise schliesst an die Auseinandersetzung des Parfin mit dem Ersten Weltkrieg an. Sich so in eine Epoche vertiefen zu können, sei das maximale

Glück, sagen Halter und Weingart. Und es ist ihr Markenzeichen; so kontinuierlich macht das sonst niemand in der Ostschweiz.

Am Theater St.Gallen dominiere die Musiksparte alles, sagt Halter ohne Bitterkeit – «jedem das Seine». Halter hat, wie Regine Weingart, vor ihrer Parfin-Zeit am damaligen Stadttheater gearbeitet und den Wechsel zum freien Schaffen nicht bereut. Immer mehr Maschinerie, immer mehr Aufwand für weniger Wirkung? Sein Vorbild ist dagegen das «Arme Theater» des Jerzy Grotowski. Die Einfachheit hat allerdings auch praktische Gründe: Die kleine Bühne und das beschränkte Budget lassen wenig äusserlichen Spektakel zu. Dafür hält sich Parfin seit 20 Jahren mit Erfolg über Wasser, zahlt, wie Halter betont, den Schauspielern und Musikerinnen branchenübliche fixe Abend- und Probengagen samt Sozialabgaben. «Reich wird da keiner, aber es geht». Zu verdanken sei dies dem gleich zu Beginn gegründeten Verein mit über 800 Mitgliedern, die mit ihrem Beitrag die Grundkosten finanzieren, sowie den Fördergeldern von Kanton, Stadt und Stiftungen.

Crowdfunding: nicht für alle eine Lösung

Geld treibt alle Theaterschaffenden um, gezwungenermaßen. Die freie Gruppe Freirampe um die Ausserrhoder Autorin Rebecca C. Schnyder hat für ihre neuste Produktion *Alles trennt* auf Crowdfunding gesetzt, um den Mitwirkenden seriöse Löhne zahlen zu können. Das Stück zeigt eine so symbiotische wie neurotische Mutter-Tochter-Beziehung. Die Mutter trinkt, die Tochter flüchtet sich in Slogans aus der Produktbewerbung und ordnet zwanghaft die von der Mutter leergetrunkenen Flaschen. Dann taucht ein Briefbote auf und bedroht das Familiensystem.

Ein «zerstörerisches Spiel um Schuld und Sühne», schrieb das Portal nachtkritik.de nach der Einladung zum renommierten Heidelberger Stückemarkt. Dort fand Schnyder zwar einen Verlag, aber keine Bühne, die den Text uraufführen wollte – deshalb produziert die Freirampe das Stück jetzt selber. Keine Lust auf «Schubladentext»... auch dank guter Erfahrungen mit *Schiffbruch*, dem Stück um drei Geschwister, das dasselbe Team um Schnyder und Regisseur Stefan Camenzind 2014 aufgeführt hat.

«Theater zu finanzieren ist schwierig, (nur) mit Eintritten und Gagen unmöglich. Wir wollen aber nicht an den Löhnen sparen», schreibt die Truppe auf ihrer Crowdfunding-Seite. Schnyder ergänzt: «Es ist kulturell sehr viel los, zudem haben viele Stiftungen kaum noch Zinserträge und halten deshalb mit Unterstützung zurück.» Die Privatwirtschaft wiederum setze fast ausschliesslich auf werbewirksame Grossanlässe. Darum seien Plattformen für Crowdfunding eine willkommene Ergänzung.

Die Sammelaktion läuft noch (100-days.net/de/projekt/alles-trennt/project), bei Halbzeit war circa die Hälfte des Betrags von 9500 Franken zugesichert, und Schnyder ist zuversichtlich, «es» zu schaffen. Die Problematik ist ihr dabei bewusst: Solche Aktionen erreichen in erster Linie die eigene Community, die gewissermassen doppelt zur Kasse gebeten wird, beim Sammeln und beim Ticketkauf. Ausserdem gebe die Aktion viel zu tun; ohne Video, «Goodies» und Werbewirbel gehe es nicht.

Genau solche Gründe haben das Klima-Theater abgehalten, für sein eigenes Stück Crowdfunding zu betreiben – der Aufwand sei schlüssig zu gross. Bei Klima gilt deshalb: Selbst ist die Frau... für die Bühne, fürs Licht, für die Werbung. Das sei anstrengend und «manchmal ein Frust», sagt Eveline Ketterer. Aber eben: kein Grund zum Aufhören.

Von der Notwendigkeit und der Lust, alles selber zu machen, könnte auch Stephan Dietrich ein Lied singen. Er ist zusammen mit Irmi Fiedler seit 19 Jahren als Kleinsttheater Minicirc unterwegs. Planwagen, kleine Bühne, 50 Zuschauerplätze und im Programm wechselnde Stücke für Kinder und Erwachsene: Damit ist der Kleinzirkus in den Sommermonaten unterwegs. Im September gastiert er im St.Galler Stadtpark, zum Bühnen-«Personal» gehören auch drei Hühner und das Schwein Trüffel von Schnüffel. Gespielt wird ein Ausreisser-Stück, das Familienprogramm *Blumen für Louisiana* und eine «elefantöse» Geschichte, für die sich der im Toggenburger aufgewachsene Schauspieler in Indien inspirieren liess. Das Duo finanziert sich mit den Tournee-Einnahmen; mit Geldern der öffentlichen Hand können Regisseur oder Texter bezahlt werden, das Leben im Wagen spart die Miete, bescheiden zu leben sei ihre selbstgewählte Haltung. «Was ich nicht ausgebe, muss ich nicht verdienen».

In grösserem Stil, mit Zirkusbistro und Saurer-Lastwagen als fahrender Bühne, ist die St.Galler Compagnie Buffpapier im September auf der Kreuzbleiche zu sehen. Die neue Produktion heisst *Carnival*, Vorbild sind die einstigen Schaubuden mit ihren grotesken Attraktionen. Für die Tournee haben sich die drei Buffpapiers, Stéphane Fratini, Franziska Hoby und Manuel Gmür, mit Café Roullette und der französischen Compagnie Têtes de Mules zusammengetan. Mit ihnen war Buffpapier letztes Jahr auf Tour im Baskenland, jetzt kommt der Tross in die Schweiz. «Mit wem und wo man spielt: Das muss stimmen», sagt Stéphane Fratini. Hier stimmt es. «Wir kreieren gern unsere eigene Atmosphäre.» Die fahrende Schaubude sei deshalb eine gute Lösung, allerdings nur im Sommer und mangels eigenem Theaterraum. Die letzten drei Jahre gesichert war hingegen die finanzielle Seite. Der Kanton St.Gallen hat die Truppe mit seiner auf drei Jahre angelegten Basisförderung im Betrag von 200'000 Franken ausgestattet. Eine wunderbare Sache, sagt Fratini: «Wir konnten uns ganz auf die Arbeit fokussieren. Natürlich soll man nicht glauben, dass daraus ein grosser Monatslohn resultiert. Aber die Förderung bringt Konstanz und hat uns Schub gegeben.» Bei ihrer Arbeitsweise seien solche Freiräume entscheidend, denn die Inspiration für neue Stücke entstehe im Experimentieren.

Segantini und Ionesco in Eritrea und Tibet

Stichwort Freiraum: Ein solcher ist das Theaterspiel auch für Tsering Dongchentsang, Michael Eyob, Daniel Gebrehiwet, Khalid Hassen, Dekyi Gyelgo Tong, Lhashik Resartsang, Hajar Tadesse, Fitsum Teklezghi, Rinchen Yutoksang, Sarah Bellorti, Abdelaizim Al-Nizami, Sasikumar Silvalingam und Medhanie Fikadu. Sie sind, zusammen mit der St.Galler Schauspielerin Nathalie Hubler, in zwei Stücken engagiert, die im September in St.Gallen und Herisau zu sehen sind. Initiant des soziokulturellen Projekts «présent» ist Regisseur Pierre Massaux. Sein Ziel: über Kulturgrenzen hinweg anspruchsvolles Theater zu machen.

Giovanni Segantini und seine Briefe stehen im Zentrum des einen Stücks, im zweiten kombiniert Massaux Ausschnitte aus *Hamlet* und *Faust* mit Passagen aus der legendären Rede «Kultur und Politik», die Eugène Ionesco 1973 im Theater St.Gallen gehalten hat. Im beiden Stücken geht es um Fragen des Künstlerseins, um Erkenntnis und Wahrheit, Liebe und Tod. Schwierige Texte – selbst deutschsprachige Spieler hätten daran zu bissen, erst recht Menschen mit eritreischer, tibetischer oder syrischer Muttersprache, die erst drei oder vier Jahre Deutsch sprechen.

Die Sprache sei das eine, was ihn fasziniere, sagt der Eritreer Khaled nach der Probe im Gespräch; das andere sei der Einblick in die europäische Kultur, Segantini, Beethoven, Shakespeare oder Goethe. Die Sprachbeherrschung der Spieler ist tatsächlich beeindruckend, ebenso ihre ruhige Bühnenpräsenz. Pierre Massaux feilt an den Inhalten, aber auch am Auftreten: Auf der Bühne zu stehen verlange maximale Konzentration und die Fähigkeit, sich von nichts ablenken zu lassen, sagt er. Und illustriert es mit einem für Leute, die aus einem Krisengebiet geflüchtet sind, ziemlich drastischen Bild: «Selbst wenn nebenan eine Bombe explodieren würde, müsst Ihr souverän weiterspielen.»



Parfin de siècle – Eine Promenade durch 20 Jahre:
29. September, 20. bis 22. und 25. Oktober, Theater Parfin de Siècle St.Gallen
parfindesiecle.ch



Klima – das Theater – Unter Null von Dietmar Paul: 1., 2., 15. und 16. September, 6. und 7. Oktober, 20 Uhr, Theater 111 St.Gallen, 10. und 11. November Tanzraum Herisau, 18. November Eisenwerk Frauenfeld
klima-das-theater.ch



Freirampe – Alles trennt von
Rebecca C. Schnyder: 13., 15. und 16. September, 20 Uhr, Kellerbühne St.Gallen
kellerbuehne.ch



Minicirc – Karun & Amar, Die Ausreisser, Blumen für Louisiana: 6. bis 10. September, Stadtpark St.Gallen, 13 bis 17. September, Schloss Wartegg Rorschacherberg
minicirc.ch



Compagnie Buffpapier – Schaubuden Carnival: 21. bis 24. und 26. bis 30. September, 18 Uhr, Kreuzbleiche St.Gallen
buffpapier.ch



Theaterprojekt présent – Giovanni Segantini – Kunst ist Liebe in Schönheit gehüllt:
9. September, 20 Uhr (Premiere), weitere Vorstellungen bis 29. September, Theater 111 St.Gallen.
Eugène Ionesco: Und der Rest ist Stille: 17. September, 17 Uhr (Premiere), weitere Vorstellungen bis 29. September
theatresacre.org

Der giftige Wind von Glencore

Trading Paradise von Daniel Schweizer ist einer dieser Dokfilme, die in der Schule zum Pflichtstoff erhoben werden sollten. Man kann nicht früh genug lernen, wie und unter welchen Bedingungen die globale Rohstoffindustrie funktioniert – und welche Rolle die Schweiz dabei spielt.

Text: Corinne Riedener

Die Anfangsszene in *Trading Paradise*, einer von vielen unkommentierten Ausschnitten aus Herbert J. Bibermans Filmfiktion *Salt Of The Earth* (1954), ist sinnbildlich für den Unternehmensstandort Schweiz und seine Steuerpolitik: Zwei geschniegelte Anzug-Typen schütteln sich nach abgeschlossenem Deal zufrieden die Hände.

Später der Rohstoffgipfel in Lausanne. Drinnen wird Weisswein gereicht, draussen «Fuck Glencore!» skandiert. Diese Szene zeigt exemplarisch, wo die Konfliktlinien verlaufen: auf der einen Seite die schillernden Profiteure, die Geschäftsmänner und Besitzerinnen globaler Unternehmen, die die Fäden ziehen im Rohstoffhandel und von der hiesigen Steuerpolitik und der dortigen Umwelt- und Sozialpolitik profitieren, auf der anderen Seite jene – Politikerinnen, Aktivisten und Betroffene –, die die finanziellen Kniffs, sozialen Entgleisungen und missachteten Umweltstandards in den Abbauländern verurteilen und anständige Rahmenbedingungen im globalen Rohstoffgeschäft fordern. Und dazwischen: wir alle, die ein möglichst günstiges Smartphone und billiges Benzin wollen.

Senta, der giftige Wind

Die Schweiz ist bekanntermassen eine der Drehscheiben im globalen Rohstoffhandel. Sie hat eine führende Rolle – im Film ist von einem 20- bis 30-Prozent-Anteil am weltweiten Rohstoffgeschäft die Rede. Doch was sind die Folgen, wie sieht die Kehrseite dieses Geschäfts aus und was für ein Licht wirft es auf die Schweiz? Diesen und anderen Fragen geht Regisseur Daniel Schweizer in seinem jüngsten Film nach.

Eine seiner Stationen ist das sambische Viertel Kankoyo, unmittelbar neben einer Kupfermine, die von Mopani betrieben wird, einer der etlichen Glencore-Töchter. Diese stösst Schwefeldioxide aus, von den Einheimischen «Senta» genannt, giftiger Wind. Er zerstört Ernten und führt bei den Menschen in diesem Gebiet zu Vergiftungen, Kopfschmerzen und Ausschlägen. Die Blechdächer in Kankoyo sind von der Schwefelsäure zerfressen, die Farbe an den Hauswänden blättert innert Kürze wieder ab. Im Spital rät man den Menschen, das Viertel zu verlassen. Der Wunsch nach Umsiedlung wird ignoriert, Demonstrationen gegen die Minenbetreiber und ihre Politik werden von der Polizei zerschlagen, obwohl Glencore zu Schadenersatz verurteilt wurde.

Die Betreiber der Mopani-Minen sagen, dass sie das Austreten der Schwefeldioxide mittlerweile im Griff hätten, dass es nur noch vereinzelt Zwischenfälle gebe und sich die Anwohnerinnen und Anwohner nicht fürchten müssten. Ähnliches hört man auch von Glencore-Chef Ivan Glasenberg: Man respektiere die Menschenrechte in vollem Umfang, betont er mehrmals. «Wir kümmern uns an unseren Standorten nicht nur um die Minenarbeiter, sondern auch um ihre Familien. Zudem achten wir sehr auf die jeweiligen nationalen und internationalen Umweltstandards.»

Glasenberg argumentiert regelrecht «philanthropisch»: Glencore investiere bekanntlich Milliarden in «den Dritt Weltländern», helfe ihnen also, indem es deren Wirtschaft ankurble – samt den angrenzenden Industriezweigen. «Wenn wir deren Rohstoffe nicht im grossen Stil abbauen würden, wären sie viel teurer», sagt er. «Bodenschätze sind ein Segen. Auch Amerika oder Australien haben ihren Reichtum darauf aufgebaut. Das selbe passiert jetzt – dank uns – unter anderem in Afrika.»

«Vale de Nada»

Eine weitere Station des Dokfilms ist die weltweit grösste Eisenerzmine im Regenwald von Carajás, betrieben vom brasilianischen Konzern Vale, der ebenfalls einen Sitz in der Schweiz hat, im waadt-ländischen Saint-Prex. 2012 wurde dem Unternehmen der Negativpreis «Public Eye Award» verliehen, da es am Bau des riesigen Belo-Monte-Staudamms beteiligt ist, wegen dem über 40'000 Menschen zwangsumgesiedelt und grosse Teile des brasilianischen Urwalds überflutet wurden.

In Carajás sind unter anderem die Xikrin beheimatet, eine indigene Volksgruppe. Die Xikrin sagen, ihre Gemeinde sei durch die Umtriebe des Bergbaugiganten massiv bedroht: die Flüsse seien von Abwässern verseucht und die doppelspurigen Bahnstrecken für die bis zu drei Kilometer langen Transportzüge zerstörten den Regenwald. «Vale nada», sagen die Xikrin, «Vale taugt nichts. Sie haben uns nichts gebracht».

Erste und letzte Station der Filmcrew ist die peruanische Region Espinar, wo Glencore die Kupferminen Tintaya und Antapaccay betreibt. «Die Rückstände im Klärbecken sickern in unseren Boden und verseuchen das Wasser», klagt eine Bäuerin. «Wir kämpfen mit Ernteausfällen, Fehlgeburten und Missbildun-



Die Antapaccay-Mine in Espinar, Peru. (Bild: Cineworx)

gen bei unseren Tieren, aber Glencore kümmert das überhaupt nicht.» Der nahegelegene Rio Salado sei stark verseucht, bestätigt ein einheimischer Aktivist. «Dieser Fluss müsste dringend saniert werden.»

Nicht nur Flora und Fauna leiden, auch die Menschen in Espinar, besonders in den Gemeinden Alto Huancané und Huisa. Wissenschaftler haben in ihrem Blut Arsen, Thallium und Blei gefunden, bei allen 180 Untersuchten. Bei 32 Personen lagen die Thallium- und Bleiwerte über dem WHO-Grenzwert. 2012 forderten Aktivisten die Schliessung der Kupfer-Bergwerke, zwei Menschen wurden dabei getötet.

«Ideologisierte NGOs» und «innerperuanische Probleme»

2014 besuchten acht Mitglieder der aussenpolitischen Kommission des Nationalrats (APK-N) die Antapaccay-Mine in Espinar, im Rahmen des Jubiläums der 130-jährigen bilateralen Beziehungen und der 50-jährigen Entwicklungszusammenarbeit mit Peru. Zuvor sprachen sie mit Vertretern von Menschenrechtsorganisationen, mit der örtlichen Bürgermeisterin und mehreren Aktivisten, die alleamt vor den ökologischen und sozialen Konsequenzen des Bergbaus in ihrer Region warnen.

Schweizers Crew hat die parlamentarische Delegation begleitet – eine grosse Stärke des Films, da diese Szenen noch einmal verdeutlichen, wie weltvergessen die Schweiz in vielerlei Hinsicht tickt. Maximilian Reimann von der SVP beispielsweise sagt zu den Aktivisten, dass sie die Probleme halt «innerperuanisch lösen» müssen und die Schweiz davon kaum tangiert sei. Nach dem Minenbesuch faselt er etwas von «ideologisierten NGOs» und glorifiziert den Nutzen und die Leistungen der Bergbauindustrie in Espinar. «Hut ab», so sein Fazit. Doris Fialas (FDP) sinngemässer Rat an die Verantwortlichen bei Glencore: Seid halt etwas transparenter, dann glaubt man euch auch, dass ihr es gut meint, und die Öffentlichkeit hört nicht immer nur die gegnerische Seite.

Carlo Sommaruga (SP) ist zumindest im Ansatz kritisch. Er fragt den Direktor der Antapaccay-Mine, ob dieser einen Mitarbeiter eingeschleust habe am vorangegangenen Treffen mit den Aktivisten und Aktivisten. Anfangs bestreitet er das, doch als ihm

Sommaruga nach mehrfachem Nachhaken ein Foto des mutmasslichen Glencore-Mannes zeigt, gibt der Minen-Chef zu, dass das Treffen überwacht wurde. «Der Druck auf die Menschen wird nicht unbedingt durch Schläge ausgeübt», erklärt Sommaruga daraufhin, «sondern durch die Angst, die man den Leuten macht.»

Letzter Teil einer Trilogie

Flankiert wird der SP-Parlamentarier im Film unter anderem von der Kunstgruppe The Yes Men («Die Schweiz ist ein Steuerparadies für Grosskonzerne»), von einem Menschenrechts-Aktivisten («Wir Konsumenten sind nicht direkt schuldig, aber mitverantwortlich») und von Dick Marty («Der Ruf der Schweiz ist gefährdet. Wir sitzen auf einem Pulverfass. Die Dynamik ist ähnlich wie bei den nachrichtenlosen Vermögen, der Swissair-Affäre oder dem Bankgeheimnis. Es ist Zeit, dass wir mit gutem Beispiel vorangehen»).

Alles in allem ist Schweizers Dokfilm ein ziemlich unbequemer, aber lehrreicher Streifen, der bestens zu seinen thematisch verwandten Vorgängern *Dirty Gold War* (2015) und *Dirty Paradise* (2009) passt. Auch in *Trading Paradise* verzichtet der Genfer Regisseur grösstenteils auf Pathos und polemische Off-Kommentare – hat der Film auch nicht nötig. Wer ihn sieht, kommt nicht darum herum, die Rolle des Handelsparadieses Schweiz im internationalen Kontext kritisch zu hinterfragen, in diesem Fall anhand der Rohstoffindustrie.

Trading Paradise: ab 21. September in den Kinos.
St.Galler Premiere in Anwesenheit des Regisseurs:
19. September, 20 Uhr, Kinok St.Gallen

kinok.ch

D'Polteri sind d'Schtmpfi

Demokratische Momente, der erste Band der Buchreihe *Liechtenstein erzählen*, versammelt Wirklichkeitserzählungen über zwei für den Kleinstaat wesentliche politische Ereignisse: die Kundgebung zum Frauenstimmrecht 1971 und die Demonstration zur Stärkung des Landtags 1992.

Text: Kurt Bracharz



Demonstration für den Landtag, 28. Oktober 1992, Vaduz vor dem Regierungsgebäude. (Bild: Roland Körner)

Als ich diesen Rezensionsauftrag annahm, dachte ich mir, sehr schön, jetzt wird mir endlich klar werden, was mich vor 25 Jahren an den Liechtensteiner Verhältnissen irritiert hatte. Ich fuhr damals zu Ausstellungen, Theateraufführungen und Restaurantbesuchen in das eine Autostunde entfernte Fürstentum und las im Oktober 1992 in Zeitungen die Berichte über Querelen zwischen Fürst, Regierung und Landtag, bei welchen Hans-Adam II. mit seiner Übersiedlung nach Wien drohte, wonach sich – wie er spottete – Liechtenstein dann «Republik Oberrhein» nennen könnte.

Ich verstand nicht, worin die «Drohung» bestehen sollte. Gab es denn in Mitteleuropa noch irgendwo eine Mehrheit von Menschen, die von einem Fürsten regiert werden wollte? Dass der Liechtensteiner Polizeichef von 1989 bis 1996, Werner Marzer, Seiner Durchlaucht in einem Leserbrief ausgerichtet hatte, Reisende solle man nicht aufhalten, wurde gerne zitiert, und am 28. Oktober 1992 demonstrierten immerhin 2000 Menschen vor dem Regierungsgebäude in Vaduz für den Landtag, den der Fürst hatte auflösen wollen, und ein Teil davon buhete und pfiff Hans-Adam aus, als er eintraf, um zusammen mit der Regierung eine Kompromissklärung abzugeben. Das war für ihn eine ganz neue Erfahrung, aber Fremde/Befreundete wie ich fragten sich, wieso die Liechtensteiner Bevölkerung eigentlich seine Drohung, nach Wien zu übersiedeln, nicht unisono mit «Und tschüss, Hans-Adam! Machs gut und fall nicht!» erwidert hatte.

«Sie haben die Frauen an den Haaren gezogen»

So ganz zufriedenstellend hat mir die Lektüre des fast 300-seitigen Buches meine Frage von damals auch nicht beantwortet. Es enthält 20 Berichte der bürgerlichen Protagonisten der beiden «demokratischen Momente»: dem Kampf um das Frauenstimmrecht (1971 bis 1984) und der Demonstration gegen die Pläne des Fürsten am 28. Oktober 1992. Zum ersten Thema berichten vorwiegend Frauen, zum zweiten Männer.

Am 5. März 1971 demonstrierten in Vaduz Schülerinnen und Schüler des Collegiums Marianum (Mädchen wurden hier erst seit 1968 aufgenommen) und junge Frauen. Sie taten es mit polizeilicher Bewilligung, harmlosen Parolen («Irren ist menschlich», «Wir danken für die Ja-Stimmen») und – für die Schülerinnen und Schüler – der Anweisung des Gymnasiallehrers Josef Biedermann, sich nicht provozieren und gegebenenfalls ohne Gegenwehr schlagen zu lassen. Was dann geschah, schildert Biedermann so: «Die Männer sind vermurkt gewesen und haben in kürzester Zeit alle Transparente und Bänder heruntergerissen. Es ist ein Riesentumult gewesen, Schreiereien, sie haben die Frauen an den Haaren gezogen, haben sie Hexen genannt.» Vaduz 1971, ein Genrebild.

Vor allem jene Frauen, die in diesem Buch zu Wort kommen, haben mit Geduld die dicken Bretter gebohrt und schliesslich 1984 das Stimmrecht durchgesetzt. Es waren vorwiegend Frauen, die das Fürstentum für eine Ausbildung oder ein Studium

in der Schweiz oder für ein Au-Pair-Jahr in Frankreich verlassen hatten und nach ihrer Rückkehr die Liechtensteiner Verhältnisse als besonders bedrückend empfanden. Im Fürstentum konnte man beispielsweise bis in die 1960er-Jahre einer Liechtensteinerin, die einen Ausländer heiratete, Pass, Staatsbürgerschaft und Aufenthaltsrecht aberkennen, so dass sie das Land verlassen musste.

«Nachher laufen wieder alle aufs Schloss»

Über das Verhältnis des Fürsten zum Volk lässt sich aus den Berichten des Buches herauslesen, dass es Hans-Adam ärgerte, dass er niemals so populär wurde wie es seine jovialen Eltern, Fürst Franz Josef und Fürstin Gina, gewesen waren. Er sah den Kleinstaat als Unternehmen und sich in der Rolle des Aufsichtsratsvorsitzenden. Damit war er wirtschaftlich auch recht erfolgreich, beliebt machte es ihn allerdings nicht. Aber bis heute sagt der Fürst, wo es lang geht in Liechtenstein, und die Schwarzen machen sowieso mit, die Roten auch, halt mit Zähneknirschen. Mit den Worten René Haslers (langjähriges Mitglied der Freien Liste): «In den letzten Jahren hat sich gezeigt, wer die Monarchie zu sehr kritisiert, hat schlechte Karten bei den Wahlen. Wer gegen die Fürsten ist, verliert.»

Der Schauner Noldi Frommelt, von 1974 bis 1986 Landtagsabgeordneter der FBP, sieht die Verhältnisse ähnlich: «Er ist ein Strateg. Er hat es einfacher. Er kann alleine entscheiden. Die Volksseite dagegen muss sich auf demokratische Weise zusammenraufen. Dann ist es doch so: Nachher laufen wieder alle zu ihm aufs Schloss. Die Meinung des Fürsten wird präventiv verwendet, wenn Leute meinen, sie könnten politisches Kapital daraus schlagen. Das eigene Hemd ist einem immer das nächste, wie das Geld. Diejenigen, die am wüstesten tun, kommen sie mal aufs Ross, dann reiten sie auch zusammen. Das ist wie ein Naturgesetz: D'Polteri sind d'Schtmpfi (wer poltert, macht auch nieder).»

Nota bene: Seit dem 16. August 2004 ist der Erbprinz Alois von Liechtenstein amtsausführender Stellvertreter des Staatsoberhauptes Fürst Hans-Adam II. Die Verfassungsänderungen von 2013 stärkten die Position des Fürsten. Die Buchreihe *Liechtenstein erzählen* dagegen soll nach dem Willen der Herausgeber «die Entwicklung einer pluralistischen Gesellschaft im Fürstentum» fördern und ein «Forum für alternative Geschichten und Wirklichkeitsentwürfe» sein.

Roman Banzer, Hansjörg Quaderer, Roy Sommer (Hrsg.): *Demokratische Momente. Liechtenstein erzählen* [1], Limmat Verlag, Zürich 2017, Fr. 47.–

Moorgesang und Techno im Schopf

Wenn Kuhdraht klingt und das Moos singt: Für zehn Tage im September wird das Hochmoor von Gais zum Klangkörper. In zehn alten Holzschoepfen trifft sich die musikalische Avantgarde.

Text: Peter Surber

Im Schützenhaus herrscht Schummerlicht. Die Pokale stehen beisammen, ein Pfeil führt zur «Waffen-Reinigung», eine Schallschutzeübung zum Schiessraum. Die Moorwiesen rundherum sind noch ungemäht. Wie Findlinge ragen aus ihnen die Hütten heraus, fast gleichmäßig verteilt über die Ebene. «Schopfe» heißen sie im Volksmund, und so heißt jetzt auch das Musikprojekt, das aus den bescheidenen Hütten für zehn Tage einen Kultur-Parcours macht: «Klang Moor Schopfe».

Wenn Patrick Kessler eine der knarrenden Türen öffnet, tut sich eine verschwundene Zeit auf. Einst wurde hier das gemähte Heu gelagert, in einigen waren zudem Rinder untergebracht oder stapelten sich Wagen, Hornschlitten und sonstiges Gerät. Lange her, auch wenn hier und dort noch die Spuren der früheren Nutzung sichtbar sind. Einer der Schopfe hat sich im feuchten Untergrund schief gestellt, ein anderer hatte einen kaputten Boden – jetzt, da das Projekt näher rückte, hätten die Besitzer jedoch fast überall noch Hand angelegt und ihren Schopf ausgebessert, sagt Patrick Kessler.

Zehnmal Klangkunst in zehn Hütten

Zehn dieser Hütten im Umkreis des Schützenhauses und der Station Schachen zwischen Gais und Stoss hat Patrick Kessler ausgewählt, hat mit den Besitzern gesprochen und sie überzeugt, ihren Schopf zur Verfügung zu stellen. Die Idee sei schon lange da gewesen, Jahre habe es gedauert bis zu ihrer Realisierung, sagt Kessler. Er wohnt seit bald zwanzig Jahren mit der Familie am Hang gegenüber, man kennt ihn und er kennt die Leute – «sonst wäre das Projekt nicht möglich gewesen».

Zehn Kunstschaaffende, einzeln oder als Kollektiv, konnten anschliessend je einen der Schopfe auswählen und realisieren hier jetzt Dinge, die man so mit einiger Sicherheit noch nie zu hören und zu sehen bekommen hat. In die archaische Holz- und Moorlandschaft zieht die Avantgarde ein. Den Kontrast kann man erahnen in der Hütte, die bei unserem Besuch bereits fertig eingerichtet ist: Der Berner Multikünstler Zimoun hat zwischen Oberboden und Dach insgesamt 360 Meter Kuhdraht eingespannt, eine Art Saiteninstrument, das mit kleinen Motoren und Filzbällen in Schwingung versetzt wird und den ganzen Schopf zum Resonanzkörper macht.

Das Berner Klangforscher-Netzwerk Norientnistet sich in einem weiteren Schopf ein mit Fernrohren und Videos. Die sibirische Musikerin Olga Kokcharova lauscht den Moosen Klänge ab. Albert Oehlen, der in Gais lebende Maler, realisiert zusammen mit dem Kölner Technopionier Wolfgang Voigt eine klingende Projektion; in seiner unmittelbaren Nachbarschaft ist Roman Signer mit *Ein tiefer*

Ton da, etwas weiter entfernt Norbert Möslang mit *aether_grooves* als dritter der einheimischen Klangkünstler.

Die Belgrader Musikerin Svetlana Maraš arbeitet mit Wassermaschine und Hydrophonen, der Österreicher Rubert Huber komponiert einen *Moorgesang*, Jason Kahn nimmt Landschaftstöne auf, und die in Lausanne lebende Spanierin Vanessa Toquero kommt mit «Living Instruments» nach Gais: ein gezüchteter Moosteppich, flüssige Mikroorganismen und Kohlenstoffgas verwandeln sich in der Live-Performance in Musikinstrumente und erschaffen eine klingende Fotosynthese.

Für Klangfreaks und Wanderer

So abenteuerlich wie diese Kombinationen nimmt sich auch das umfangreiche Rahmenprogramm aus. Es behandelt Klang in allen Variationen, aber auch das Moor (mit Mooforschern und Ornithologen) und den Schopf (mit baukulturellen Informationen). Pianist Jacques Demierre konzertiert auf einem den schiefen Schopfen nachempfundenen schrägen Klavier. Andere Konzerte und Diskussionen finden im komfortablen Vereinslokal der Sportschützen Gais statt, das für die zehn Tage zum Festzentrum wird, wo es Tickets und Verpflegung gibt. Patrick Kessler und Jacques Erlanger, der das Projekt mitorganisiert, haben es «Piccolo Arsenale» getauft. Die Zusammenarbeit mit Vereinen und

der Gaiser Bevölkerung ist Kessler genauso ein Anliegen, wie ein möglichst vielfältiges Publikum zu erreichen: Musikfreundinnen, Kunstinteressierte, aber auch die Wanderer, deren Weg zum Stoss oder auf den Hirschberg an den Schopfen vorbeiführt. «Zielpublikum sind die, die diese Landschaft schätzen – und die vielleicht sonst keinen Schritt in eine Kunsthalle setzen würden.»

Gerade dies könnte aber auch Kritiker auf den Plan rufen: Noch eine Naturlandschaft mehr, die mit Kultur beglückt wird? Kessler ist die Frage bewusst; seine Antwort ist die Art und Weise, wie er und die eingeladenen Kunstschaaffenden ans Werk gehen: mit höchstem Respekt vor den Schopfen und ihrer Umgebung. Die Interventionen sollen sich einfügen, nicht aufdrängen.

Im schallgeschützten Schützenhaus, in das wir nach dem Rundgang zurückkehren, steht in grosser Schrift an der Wand: «Gehörschutz tragen». Für die Klang Moor Schopfe wird das Gegenteil gefragt sein: scharf gespitzte Ohren und offene Sinne.

Klang Moor Schopfe: 1. bis 10. September, Hochmoor Gais. Vernissage: 31. August, 17 Uhr mit «Sumpf Sumpf Sumpf – Beats aus dem Moor» von Julian Sartorius.

klangmoorschopfe.ch

Dieser Beitrag erschien zuerst auf saiten.ch.



Einer der zehn Schopfe. (Bild: pd)

Am Disorder-Bandraumfestival kann man St.Galler Bands hautnah in ihren Proberäumen zuschauen. Trotz seiner mittlerweile vierten Ausgabe will das Festival nicht zum Establishment gehören: Die Unordnung ist weiterhin Programm.

Beim Wort Disorder (Deutsch: Unordnung, Chaos) beginnen in meinem Kopf mehrere Ohrwürmer zu drehen: So gehört der düster-holprige Basslauf im Joy-Division-Song *Disorder* zu den bekannteren der Popgeschichte. Und System of a Down fragte in ihrem 2001-er Hit *Toxicity*, wütend: «How do you own disorder, disorder, disooooorder?!»

Eine ähnlich breite Spanne an Musikstilen (von Joy Divisions Post-Punk bis zu System of a Downs Alternative-Metal) und darüber hinaus darf man auch am zweitägigen Disorder Bandraumfestival Ende September in St.Gallen erwarten; meine liebgewonnene, dritte musikalische Assoziation in Sachen Disorder.

Denn das schräge Bandraumfestival geht bereits in sein viertes Jahr und ist Musikern und Musikfreunden mittlerweile ein Begriff. «Die Unordnung bleibt trotzdem Programm», sagt Thiemo Legatis vom Festival-OK, der selber als Drummer von All Ship Shape in der St.Galler Musikszene seit Jahren aktiv ist. Bis Redaktionsschluss im August hatten sich denn auch viele Bands angemeldet, die zum ersten Mal am Disorder spielen werden. «Das Disorder bietet gerade auch jungen Bands Raum, etwas auszuprobieren», sagt Legatis dazu.

Monsterjam bis Geigensolo

Die Bedingungen der Organisatoren sind einfach: Die Bands laden zu Konzerten in ihre Proberäume ein, die sich auf Stadt- und Sanktgaller Boden befinden müssen. Eintritt dürfen die Musiker nicht verlangen, nach den Konzerten kann aber ein Hut rumgereicht werden. Die Organisatoren wünschen sich explizit, dass die Musiker das klassische Konzertformat frei interpretieren: «Experimente waren immer ein wichtiger Teil des Disorder», sagt Legatis. So gab es bereits Kopfhörer-Konzerte, Jamsessions in Garagen und Bands, die ihre Zuhörer auf der Strasse aus dem ersten Stock eines Hauses bespielten. Oder wie es auf der Disorder-Website heisst: «Von Monsterjam bis Geigensolo, die Beteiligten entscheiden selbst, was angeboten wird.»

Die Stilbandbreite der bislang angemeldeten Bands bietet schon mal für (fast) alle Geschmäcker etwas: Ausferner Post-Rock von Karluk, World Music mit einem Hauch Tango vom Café Deseado, rotziger Sanggaller-Rap von Die Üblichen Verdächtigen, nochmals Post-Rock (davon bekommt man eh nie genug) von Kolours, Grunge von Avalanche Prey aus dem Gastkanton Appenzell Ausserrhoden, Songwriting von Gerry Pikali und klug-driftiger Pop von Fraine.

Die Bands werden sich während des Festivals an ein Timetable halten, aller-



LouEes am letzten Disorder-Festival.
(Bild: Fabio Glanzmann)

dings nicht sklavisch. Die Idee der Organisatoren ist aber, dass man durchaus die Gelegenheit hat, mehrere Bands an einem Tag und Abend zu sehen. «Das dürfte in einer Stadt wie St.Gallen mit ihren kurzen Wegen kein Problem sein», sagt Legatis. Dafür, dass man auf diesen Wegen nicht verdurstet, sind sowohl Bands als auch das OK besorgt: Bei einigen Bands gabs während früheren Festivals günstiges Bier aus dem Bandkülschrank, letztes Jahr war das OK mit einem Cargo-Velo voller Bier unterwegs. Ob dieses wieder im Einsatz sein wird, ist derzeit aber noch offen.

Szenegrenzen überschreiten

Sowieso gehört auch das Unterwegssein und Entdecken zum Festival. «Es geht auch darum, neue Orte zu sehen und Szenegrenzen zu überschreiten», sagt Legatis. Zu oft sei man als Musiker oder Musikfreund nur in seiner eigenen Welt aus Gleichgesinnten unterwegs. Das Disorder soll darum den Austausch fördern und die Musikszene in St.Gallen und darüber hinaus vernetzen.

Das Disorder will niederschwellig für alle sein. «Es ist und soll kein Insideranlass für Musiker sein», sagt Legatis. Derzeit geistern bei den ehrenamtlichen Festivalorganisatoren Ideen herum, wie man das Disorder im Vorfeld einem breiteren Publikum präsentieren könnte. Eine Idee ist, dass Bilder aus dem relativ umfangreichen, aber – wer hätte es gedacht – auch ungeordneten Fotoarchiv des Festivals in analoger Form ausgestellt werden. Für aktuelle Infos dazu sowie das hoffentlich noch wachsende Line-Up (im Schnitt spielten gut 15 Bands oder Musiker pro Festival) sei auf disorder.ch verwiesen. Oder man nimmt sich den Namen des Festivals zu Herzen und lässt sich am besagten Abend einfach treiben.

Disorder Bandraumfestival. 29. und 30. September u.a. mit Die Üblichen Verdächtigen, Karluk, Café Deseado, Gerry Pikali, Kolours, Avalanche Prey.

Anmeldung für Bands offen bis 10. September unter disorder.ch



«Während die Touristin mit der Gondelbahn zum Gipfel fährt und ein Flüchtling seine Heimat verlässt, arbeitet der digitale Nomade irgendwo auf seinem Boot. Noch nie hat sich die Mobilität auf so mannigfaltige Art und Weise manifestiert wie heute. Die räumliche, soziale und virtuelle Mobilität ist längst zum Grundprinzip einer globalen und vernetzten Welt geworden. Wer mobil ist, ist empfänglich – offen für Neues, vielleicht Besseres. Ebenso fordert die Mobilität von den Menschen eine geistige und körperliche Beweglichkeit. Sie bricht auf der einen Seite soziale Strukturen auf und verstärkt auf der anderen Seite die Wahrnehmung bestehender, ungleicher Voraussetzungen.»

So heisst es in der Einladung zum Kunst- und Performanceprojekt «Weiter». Es bewegt sich im September durchs Toggenburg. Zum ersten Mal spannen für den Anlass die Generationen zusammen: Die Kunsthalle(n) Toggenburg und Arthur Junior haben gemeinsam geplant und eine Reihe von Kunstschauffenden aus der Schweiz und Frankreich eingeladen, je ortsspezifische Arbeiten zu schaffen. Dem bewegten Thema entsprechend macht sich die Kunst ihrerseits auf den Weg. An drei Standorten wird jeweils an einem Samstag gedacht, getanzt, gespielt und so weiter. Kunst bewegt sich zu den Menschen – statt wie üblich umgekehrt. Die Werke entwickeln sich en route, der Weg ist das Ziel. Unter anderem inszeniert die Ausserrhoder Choreographien Gisa Frank jeweils eine bewegte Performance, der Zeichner Christian Eberhard hat sich mit dem Stift auf den Weg von Zürich nach Lütisburg gemacht (Bild), Bassist Marc Jenny spielt, und aus Marseille kommt das auf Interventionen im urbanen Raum spezialisierte Collectif Chuglu. Weiter dabei bei «Weiter»: Damiano Cursellas, Lino Bally, Flurina Brügger, Iris Brodbeck, Matthias Rüegg und Robin Michel. (Su.)

Weiter:

9. September, 15-18 Uhr, Ruine Rüdberg (Treffpunkt Oberhelfenschwil, Wigetshof)

16. September, 15-18 Uhr, Bahnhof Wattwil

23. September, 15-18 Uhr, Dorfplatz Unterwasser

arthurjunior.ch

Aber durch leise Duldung oder klandestine Zustimmung vergrössert sich der machtvolle Raum, in dem sich Menschen, die von der Norm abweichen, nicht sicher, nicht zugehörig, nicht angenommen fühlen. So entstehen Zonen, die unbewohnbar, unbegehbar werden für viele. Carolin Emcke: Gegen den Hass (2016)

In the final analysis, racism is evil because its ultimate logic is genocide.
Martin Luther King, Jr.: The Other America (1967)

An den Solothurner Literaturtagen habe ich, der ich – noch unter Obama – Amerikaner geworden bin, als Einleitung meiner Lesung ein Gedicht gelesen. Weil ich etwas sagen wollte, das nicht schon alle gesagt habe. Weil ich mich mitverantwortlich fühle. Weil ich mich als einer, der von der Norm abweicht, mitangegriffen fühle. Weil ich mich davor fürchte, was in den USA und damit auch in der Welt geschieht und geschehen wird. Weil im Weissen Haus einer sitzt, der hasst und so immer noch mehr Zonen schafft, die un-ewohnbar werden.

Geschrieben hat das Gedicht die amerikanische Lyrikerin Muriel Rukeyser (1913–1980) in den frühen Siebzigerjahren vor dem Hintergrund des Vietnamkriegs und der Bürgerrechtsbewegung. Es ist brandaktuell. Und dochbrisant, bekommt man doch mehr und mehr, und bei weitem nicht nur in den USA, den Eindruck, dass Toleranz dem andern gegenüber immer mehr um Loserbegriff wird.

Rukeyzers glasklares Gedicht geht dabei aber noch weiter, indem es die unangenehme Frage stellt, was denn mit uns nicht stimmt; wir, die wir tets jemanden finden, den es auszugrenzen gilt, die wir oft dem Drang nach-eben, in «uns» und «die» – «die anderen» zu unterscheiden. Das Gedicht eisst «St. Roach» – «Hi. Schabe».

II. Schabe

Iabe ich Dich auch nie gekannt, so lernte ich doch, mich vor Dir zu grauen,
abe ich Dich auch nie berührt, so sagte man mir doch, Du seist Dreck;
o zeigte man mir doch bei jeder Gelegenheit, solche wie Dich zu verabscheuen;
abe ich auch gesehen, dass mein Volk Krieg gegen Dich führt,
o konnte ich Euch dennoch nicht voneinander unterscheiden,
abe ich auch als Kind stets an Orten gelebt, die von Euch gesäubert waren,
abe ich auch einzig Leute kennengelernt, die Euch erquetscht, zertrampelt, die siedendes Wasser

über Euch gegossen, die Euch weggespült haben,
abe ich Euch auch nicht auseinander halten können,
o wusste ich doch, dass Ihr dunkel, blitzschnell und schlank seid.

Nicht wie ich.

Iabe ich auch Eure Gedichte nicht gekannt
Ind kenne ich auch keins Eurer Sprichwörter
Ind kann ich auch Eure Sprache weder lesen noch schreiben
Ind singe ich auch keins Eurer Lieder
Ind lehre ich auch unsre Kinder nicht

Eure Nahrung zu essen
Eure Gedichte zu kennen
Eure Lieder zu singen

Ind doch sagen wir, Ihr verdreckt unsere Nahrung
Ind doch kennen wir Euch ja gar nicht.

Gestern habe ich mir eine von Euch zum ersten Mal angeschaut.
Du warst von der Farbe her heller als die andern, das war
weder gut noch schlecht.
Virklich, ich schaute zum ersten Mal.
Du schienst mir verstört und witzig.

Leute habe ich eine von Euch zum ersten Mal berührt.
Du bist erschrocken, hochgestoßen, geflohen
Schnell wie eine Tänzerin, leicht, ungewohnt, angenehm zu berühren.
Ich strecke meine Hand aus,
ich berühre Dich,
ich fange an, Dich kennenzulernen.

Übersetzt von Christoph Keller, reprinted by permission
(© Estate of Muriel Rukeyser)



Verbindendes Theater

Es ist noch nicht lange her, da war die Schweiz kein Einwanderungsland, sondern ein Auswanderungsland. Theaterpädagogin Seraina Dür verarbeitet dieses Thema in «Herz voll Hoffnung». Das Stück, das ans Schweizer Jugendtheaterfestival eingeladen ist, bringt junge Menschen aus Afghanistan, Syrien und Äthiopien mit hier aufgewachsenen Jugendlichen zusammen.

Jugendtheaterfestival 2017
6. bis 10. September, Alte Reithalle und Theater Tuchlaube Aarau. Herz voll Hoffnung
8. September, 10 und 14 Uhr, Theater Tuchlaube
jugendtheaterfestival.ch



Aktuelles Kunsthandwerk

Neben der Art, den zahlreichen Nebenmessen und der Art Miami Design öffnet im September die neue Messe «Tresor» die Türen. Die Objekte des qualitätsvollen Kunsthandwerks mit ihren individuell gestalteten Formen, oftmals überraschend eingesetzten Materialien und sinnlichen Oberflächen sprechen weitere Sinne als nur den Gesichtssinn an. Begleitet wird die Messe von Talks, Panels und Workshops.

Tresor contemporary craft
21. bis 24. September, Messe Basel (Halle 3)
tresor-craft.com



Präparierte Glocken

«Irrlicht» ist das Thema des diesjährigen Musikfestivals Bern. Eröffnet wird das Programm vom Berner Symphonieorchester und Hans Zenders komponierter Interpretation von Franz Schuberts «Winterreise». Es singt der Tenor Julian Prégardien. Zu hören gibt es zudem elf Uraufführungen und das Duo Kapeller/Zumthor (Bild) präpariert für ihr Werk «Con sordino» die Glocken des Berner Münsters.

Musikfestival Bern 2017
6. bis 10. September, diverse Orte in Bern
musikfestivalbern.ch
musikfestwoche-meiringen.ch



Nordische Geister

Die nahe Basel lebende Skandinavistin Verena Stössinger taucht in ihrem neuen Roman «Die Gespenstersammlerin» in die Mythen des Nordens ein. Auf den Färöern sammelt ihre Protagonistin Anna regionale Gespenstersagen. Dabei erlebt sie, wie ihre geordnete Welt zunehmend Risse bekommt. Literaturkritiker Beat Mazenau attestiert dem Werk eine «behutsame, sich nach und nach entwickelnde Textur an Bildern und Stimmungen». **Die Gespenstersammlerin**
27. September, 19.45 Uhr, Literaturhaus Zentralschweiz, Stans
lit-z.ch



Sinnliches Gelage

Bei Clowns & Kalorien kommt das Publikum in den Genuss von Jongleuren, artistischen Darbietungen, Gesangseinlagen, Clowns und einem exquisiten 4-Gang-Menü, komponiert mit Liebe und Fantasie. Auge, Gaumen und Gemüt werden im originellen Verzehrtheater mehr als verwöhnt. Roter Samt, antike Kerzenständer, goldene Engel und prachtvolle Kronleuchter sorgen für ein Ambiente, das zum Träumen, Schlemmen und Lachen einlädt. **Clowns & Kalorien**
bis 17. September, Messeplatz Schaan (FL)
clowns.ch



Zehnjähriger Festival-Matz

Verglichen mit dem Quartier Oberwinterthur ist das Oberi Sounds Good Festival ein kleiner Matz. Alter ist aber relativ, und in Festivaljahren sind zehn Jahre ganz stattlich. Auch im Jubiläumsjahr verspricht das Programm «Blues & More» sehr viel gute Musik von einheimischen Bands. An drei verschiedenen Orten spielen sie insgesamt sechs Konzerte, und uns bleibt es, ein lautes «Happy Birthday!» gen Oberi zu rufen.

Oberi Sounds Good Festival
2. und 3. September, Schloss Hegi, St. Arbogast, Restaurant Sonneck in Winterthur
oberisoundsgood.ch



Umtriebiger Troubadour

Der New Yorker Singer-Songwriter Christopher Paul Stelling ist ein echter Troubadour im ursprünglichen Sinn, ein Dichter, ein Komponist, ein begnadeter Gitarrist und Sänger, der die Welt in Lieder verpackt und überall verbreitet. **Christopher Paul Stelling**
30. September, 22 Uhr, Galicia Bar Olten
galiciabar.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese unabhängigen Kulturmagazine die Werbeplattform «Kulturpool» und erreichen gemeinsam eine Auflage von über 200'000 Exemplaren.

kulturpool.biz